

# Zurück in die Zukunft

Für die Generation ihrer Großeltern bedeutete Deutschland vor allem Tod. Doch sieben Jahrzehnte nach der Shoa haben zehntausende Juden aus aller Welt beschlossen, genau hier ihre Zukunft zu suchen. So ist jüdisches Leben in Deutschland Alltag geworden. Das bedeutet mehr Vielfalt. Aber auch Probleme mit Rechtsextremismus und mangelnder Integration.

VON ALESSANDRO PEDUTO

**BERLIN/CHEMNITZ** – Sich mit Michelle Berger zu treffen, ist überraschend unkompliziert. An einem sonnigen Vormittag im Februar steht sie in Berlin-Mitte, lächelt herzlich und reicht die Hand zum Gruß. „Willkommen in unserer Gemeinde“, sagt die geborene Luxemburgerin mit leichtem Akzent. Sie kommt ins Erzählen. Und irgendwann im Lauf des Gesprächs fragt man sich, warum es denn kompliziert hätte werden sollen, sich in Deutschland mit einer orthodoxen Jüdin zu treffen.

Berger geht am Polizeiposten vorbei, der am Eingang Wache steht, und betritt den Innenhof des neuen jüdischen Zentrums in der Brunnenstraße mit der Hausnummer 33. Ausgerechnet 33. Historisch ist mit dem Jahr 1933 der Beginn eines Albtraums verbunden: Adolf Hitler kommt an die Macht, das Morden der Nazis beginnt, sie setzen Synagogen in Brand. Das jüdische Gotteshaus in der Brunnenstraße übersehen sie. Heute wird es wieder als orthodoxe Gebetsstätte genutzt.

Im Gebäude daneben ist seit einiger Zeit das erste orthodoxe Rabbiner-Seminar Deutschlands untergebracht. Davor, auf dem kleinen Hof, tummeln sich an diesem Vormittag Kinder. Jungs mit Kippa, der traditionellen jüdischen Kopfbedeckung, spielen Fußball. Auf dem Areal haben auch eine jüdische Schule und ein Kindergarten eröffnet. Die Nachfrage ist enorm. 65 Kinder werden hier betreut und unterrichtet, nochmal so viele warten auf einen Platz.

Viele der Jungen und Mädchen stammen aus Familien, die Anfang der 1990er-Jahre aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland zogen. Zehntausende kamen seitdem, mehr als 100.000 Juden leben inzwischen wieder hier, zehnmal so viele wie 1990.

Vierorts in der Republik wurden seither Synagogen geweiht, Lehrstühle für jüdische Theologie gegründet, Kulturwochen gefeiert und Rabbiner ordiniert. Ohne dass es die breite Öffentlichkeit groß zur Kenntnis nimmt, erlebt das Judentum in Deutschland sieben Jahrzehnte nach dem Holocaust einen wahren Boom. Es ist die am schnellsten wachsende jüdische Gemeinschaft Europas.

Küchengeräusche dringen über den Hof. Für die Kinder und die Talmud-Studenten wird das Mittagessen zubereitet. Genau genommen sind es zwei Küchen, „eine für Fleischiges, eine für Milchiges“, erläutert Berger. So sehen es die koscheren Ernährungsregeln vor. Milch und Fleisch dürfen demnach nicht miteinander in Berührung kommen. Fromme Juden halten sich an diese Vorschrift. Michelle Berger beispielsweise.

Gemeinsam mit dem Bekannten Daniel Fabian und weiteren gläubigen Juden hat Berger hier vor etwa sechs Wochen die bislang einzige religiöse jüdisch-orthodoxe Gemeinde Deutschlands gegründet. Rund 270 Mitglieder gibt es aktuell, die Hälfte im Alter zwischen 20 und 40. „Die Mitglieder leben nach den jüdi-



Innerhalb von zwei Jahrzehnten hat sich die Zahl der in Deutschland lebenden Juden auf 100.000 verzehnfacht.

FOTO: KAY NIETFIELD/DPA



Jüdische Kultur und Traditionen leben in Deutschland wieder auf: In Chemnitz etwa finden derzeit die jüdischen Kulturtage statt. Im Bild ein Auftritt des Chors „Shir Semer“.

FOTO: UWE MANN



Michelle Berger und Daniel Fabian wollen ihre Religion auch im weltlichen Umfeld leben.

FOTO: ALESSANDRO PEDUTO

schen Gesetzen“, erzählt Berger. Dazu gehört unter anderem, dass verheiratete Frauen ihr Haupt bedecken. Auch Berger, die in Berlin als Marketingberaterin arbeitet, trägt häufig eine Mütze. „In meinem Arbeitsalltag geht das aber oft nicht. Dann trage ich einen Scheitel, also eine Perücke“, erklärt die Enddreißigerin.

## „Wir haben noch keine Normalität erreicht.“

Dieter Graumann Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland

Vor einiger Zeit zog Berger mit Mann und Kindern von Köln hierher. Daniel Fabian, der in Israel zur Welt kam und in Nordrhein-Westfalen aufwuchs, holte seine Familie von Aachen in die Hauptstadt. „Das Gute an Berlin ist, dass wir hier alles finden, was wir für ein religiös-jüdisches Leben benötigen“, erzählt der Biologe. Früher war das anders. Da sei seine Familie zum Einkaufen eine Stunde bis nach Antwerpen gefahren, „weil es in Aachen keine koscheren Lebensmittel zu kaufen gab“.

Etwa 70 Familien leben inzwischen in der Gegend, vor 13 Jahren war es nur eine. „Was uns hier alle verbindet“, ergänzt Berger, „ist der Wunsch, ein religiöses Leben mit der säkularen Welt in Einklang zu bringen. Die meisten von uns arbei-

ten in normalen weltlichen Berufen. Trotzdem können wir unsere Religion hier ohne Einschränkungen ausleben und unsere Kinder nach jüdischen Traditionen erziehen.“

Etwa in der Kita. Die Kinder beten zu den Mahlzeiten, singen Dankeslieder und sprechen den Abschlusssegen. Sie leben einen religiösen Alltag. Doch kann man von Normalität sprechen, wenn die Kinder nur in Begleitung von Polizisten auf den benachbarten Spielplatz können?

Dieter Graumann winkt ab. „So lange man sich Normalität wünscht und über sie redet, bedeutet das, dass sie nicht da ist“, findet er. Es ist ein trüber Samstag Ende November. In einem Hotel am Berliner Zoo findet erstmals ein jüdischer Gemeindetag in Deutschland statt. Noch so ein Meilenstein, der in der öffentlichen Wahrnehmung ein bisschen untergeht. 700 Teilnehmer sind gekommen, als prominenter Gast Bundespräsident Joachim Gauck. Graumann, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, spricht von einem „Fest des neuen Judentums“.

Eigentlich ist Sabbat. Nach jüdischem Gesetz dürfte Graumann an diesem Tag nicht arbeiten, also auch keine Interviews geben. Er macht eine Ausnahme. „Wir haben noch keine Normalität erreicht. Das wird noch Generationen dauern“, sagt der 53-Jährige über das jüdische Leben hierzulande.

Graumann ist Sohn von Holocaust-Überlebenden. Die Vergangenheit prägte auch sein eigenes Leben. „Ich bin von der Shoa viel mehr

getrieben und belastet, als dass ich es steuern könnte“, bei den Jüngeren sei das anders. „Sie haben ein ganz anderes Verhältnis zu Deutschland, ein viel gesünderes. Das sehe ich an meinen Kindern. Und das macht Mut“, sagt Graumann. Für die Jungen sei die Vergangenheit weniger erdrückend als zu seiner Zeit, das Verhältnis habe sich deutlich entspannt.

Zugleich habe sich die Bundesrepublik verändert. Im Gegensatz zu den muffigen 1950er-Jahren sei Deutschland heute ein weltoffenes, tolerantes Land, das sich seiner Geschichte gestellt habe. „Wir Juden können uns hier zu Hause fühlen“, findet Graumann, „es entwickelt sich eine muntere, jüdische Gemeinschaft.“

Ruth Röcher kann diesen Optimismus nicht teilen. Im Gegenteil. Die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Chemnitz sitzt in einem Café an der Bahnhofstraße. Sie wirkt erschöpft. Es ist der 8. November 2013. Chemnitz gedenkt der antisemitischen Pogrome von 1938.

Am Vormittag hat Röcher am Standort der ehemaligen Synagoge am Stephanplatz eine verstörende Rede gehalten. Das jüdische Gotteshaus, das hier einmal stand, wurde einst von den Nazis zerstört. Ein paar Dutzend Zuhörer sind zu der Gedenkveranstaltung gekommen, darunter die Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig (SPD).

Röcher war ans Mikrofon getreten und hatte über Rechtsextremismus an sächsischen Schulen gesprochen, über Hakenkreuzschmierereien, über Schüler, die Judenwitze er-

zählen und sich im Unterricht mit Hitlergruß melden. Und über Lehrer, die lieber wegsehen, statt etwas dagegen zu unternehmen. „Ich finde das alles unerträglich“, sagt Röcher später, als sie im Café sitzt. Sie habe wegen dieser Vorfälle ein Gespräch mit einem Schulleiter gehabt, „aber er wollte es nicht wahrhaben, was passiert. Er hatte Angst um den Ruf seiner Schule.“

## „Das Wort Sabbat sagt vielen jüdischen Kindern überhaupt nichts.“

Ruth Röcher Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Chemnitz

Und die jüdischen Kinder? „Sie finden es normal, dass an ihrer Schule rechte Parolen gerufen werden. Es ist für sie eine Banalität“, empört sich Röcher. „Ich klage dafür nicht die Kinder an. Es gibt viele Gründe, warum 13-Jährige sich so verhalten. Mein Problem ist, dass die Lehrer nicht reagieren. Das ist die eigentliche Katastrophe.“ Röcher klingt resigniert. So sieht er also aus, ihr jüdischer Alltag in Deutschland, in jenem Land, in dem sie seit bald 40 Jahren lebt, davon 20 in Chemnitz.

Mit einem Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung kam die gebürtige Israelin 1976 zum Studium nach Nordrhein-Westfalen, gegen den Widerstand ihrer Eltern, Holocaust-

Überlebende. „Mich hat die Shoa damals nicht sonderlich interessiert“, erzählt Röcher. Sie heiratete sogar einen Deutschen, „damals ein Skandal“, erinnert sie sich. Für mehrere Jahre brach ihre Familie in Israel den Kontakt zur ihr ab. Später entspannte sich das Verhältnis wieder. Seit vielen Jahren arbeitet Röcher als Pädagogin. Sie ist die erste jüdische Religionslehrerin in Sachsen seit 1942.

Doch mit dem Erfolg ihrer Arbeit ist die 49-Jährige nicht zufrieden. Sie spricht von Enttäuschungen. Viele der neuen jüdischen Gemeindeglieder aus der Ex-Sowjetunion hätten keinerlei Interesse an Religion. Vielen jüdischen Kindern im Alter von sieben oder acht Jahren müsse sie erklären, was der Sabbat ist. „Das Wort sagt ihnen überhaupt nichts. Ich muss in meinem Unterricht bei null anfangen. Das macht mich total betroffen.“

Röcher sagt, die Gemeinde müsse die jüdischen Kinder immer mit tolen Ausflügen oder kostenlosen Dingen locken. „Langsam kotzt es mich an“, bricht es aus ihr heraus. „Wie viel müssen wir geben, damit die jüdischen Familien hier bereit sind, sich mit dem Judentum und mit jüdischer Identität zu befassen?“ Sie erwarte nicht, dass alle Juden tiefreligiös sind, „aber dass sie bewusste Juden sind und sich mit gerade dem Rücken zum Judentum bekennen“.

Graumann kennt diese Schwierigkeiten nur zu gut. „Natürlich gibt es Probleme bei der Integration“, sagt der Zentralratspräsident. Man müsse eben sehen, dass die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zu neunzig Prozent aus Zuwanderern bestehe. „Ich wüsste nicht, wo es eine vergleichbare Situation gibt, in der zehn Prozent neunzig Prozent integrieren müssen. Das ist eine Herausforderung.“

Erschwerend komme hinzu, dass viele der Zuwanderer in einem Land gelebt haben, „das säkular war und jüdenfeindlich obendrein“. Aber auch die angestammte jüdische Gemeinschaft sei nicht sonderlich religiös. „Die Kraft des Glaubens nimmt ab und bei denen, die hinzugekommen sind, ist sie noch schwächer ausgeprägt“, sagt Graumann. Die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft betreffe auch das Judentum, „wir verlieren Menschen, die intensiv glauben“.

Daniel Fabian und Michelle Berger sind da seltene Ausnahmen. Sie sind fromm und wollen ihre Religion bewusst nach außen tragen. „Als Juden fühlen wir uns als Teil dieser Gesellschaft und wollen als solcher wahrgenommen werden.“ Zwar fühle sie sich „als Exotin, aber im positiven Sinn“. Sie erlebe keine Berührungängste, sondern viel Interesse für den jüdischen Glauben.

Auch im Berufsalltag funktioniere es gut, sagt Fabian. Die meisten Arbeitgeber seien sehr tolerant. Mit seinem Chef habe er beispielsweise abgesprochen, dass er am Samstag wegen Sabbat nicht arbeiten muss. „Dafür habe ich kein Problem, sonntags oder an christlichen Feiertagen ins Labor zu kommen“, erzählt der Biologe. Verständnis gebe es auch bei den Nachbarn: „Wenn sie ihre Kinder zu uns zum Spielen rüberschicken, wissen sie, dass sie bei uns am Sabbat kein elektrisches Licht anschalten dürfen und dass es bei uns nur koschere Bonbons gibt.“

Zweifel, ob Deutschland für ihn das richtige Land ist, hatte Fabian aber doch einmal: während der Beschneidungsdebatte vor zwei Jahren. Damals habe er sein „eigenes Hiersein infrage gestellt“. Die deutsche Politik habe aber schnell reagiert „und das Vertrauen der jüdischen Gemeinschaft wieder gestärkt“. Er fühle sich in Deutschland zu Hause, sagt Fabian, auch wenn er jüdisches Leben hierzulande noch nicht für eine Normalität hält.

„Wir sind unterwegs“, sagt Zentralratspräsident Graumann, „vom Juden in Deutschland zum deutschen Juden, vielleicht sogar irgendwann zum jüdischen Deutschen.“ Bis dahin, glaubt Graumann, ist es aber noch ein weiter Weg.